

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 6. Juli 1916

Zwölf Söhne im Felde.

Von H. Fariaruga.

Man Mitternacht traf ich mit meinem Freunde Max auf dem Stephansplatz zusammen. Was war aber nur mit dem sonst so lustigen Getellen geschehen? Der Weltfremde stand ihm ordentlich auf die Stirn geschrieben. „Was ist denn los?“ fragte ich teilnahmsvoll, man erntet Dich ja heute gar nicht!“

„Ach, laß mich!“ gab er mühsam zurück. „Habe mich heute schon schrecklich geärgert.“

„Geld verloren?“

„Nein... nein... das heißt... gewissermaßen schon... aber das wäre es nicht...“

„Also sonst geschäftliche Sorgen?“

„Auch nicht. Weißt Du, das kann man nicht so prompt beantworten, da müßte ich Dir die ganze Geschichte erzählen... übrigens, Du kannst sie ja hören.“

Als ich heute früh aufstand, war es mir klar, daß ein besonderer Tag angebrochen sei. Ich habe das schon so in den Gliedern. Es sind das jene Tage, an denen man etwas Außergewöhnliches erwartet, eine Ueber- raschung, ein Abenteuer, an denen man zu nichts und zu allem fähig ist, und wo man beständig wie ein Jagd- hund auf der Fährte herumspürt. Bis abends hatte sich nichts ereignet, stand also bei mir fest, daß der Abendpausiergang nach Schluß der endlosen Arbeitsstunden das Ereignis bringen werde. Ordentlich ängstlich lief ich in der Stadt umher, guckte nach links, spähte nach rechts, als wäre ich Dionys der Tyrann und müßte irgend eines Mordanschlags auf mich gewärtig sein. Doch es be- gegnete mich nichts. Verwundete Soldaten und Offiziere, reiche Frühlings- erbesessene Wiener Skorpions- publikum kreuzte meinen Weg, ohne meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Doch halt! Was war das? Jetzt blieben die mir entgegenkommenden Leuten stehen und wandten sich nach meiner Personlichkeit um. Trotz Kriegszeit zwirbelten die Samquint- ter den Schnurrbart, die Blasierten veränderten wohl nicht den Gesichtsausdruck, aber dennoch, sie vollführten eine steife Kopfbewegung, die alten Herren trippelten um ihre eigene Achse, es mußte sich um eine Dame handeln, obwohl auch einige Angehörige des schönen Geschlechts Neugierde betunbeten.

Ich brauchte nicht lange zu suchen. Unmittelbar vor mir schritt mit dem Gange einer Königin eine wohlhabende junonische Frauengefährte dahin. Sie war schlant, aber von jener gefundenen Formenschnörkel, für welche insbesondere die alten Meister ein Verständnis besaßen. Das feinsinnig gelegte Köpfchen, der elastische Schritt, die dornernen Bewegungen, ich war ganz weg. Die Kleidung war dem Ernste der Zeit vollkommen angemessen: ein einfaches Kostüm, ungefähr nach dem Schnitt der Pflegerinnen, aber de- art gemacht, daß trotzdem sämtliche Reize der Dame in diskreter Form zur Geltung kamen. Wer mochte sie sein?

„Sie zerschramm mit den Kopf. Et- was Besseres gewiß, das läßt sich einmal nicht lernen, das muß im Blute fließen oder von Kindheit an geübt werden. Ich verdoppelte meine Schritte, um ihr Gesicht zu sehen und erblühte eine entzückende Silhouette. Es war eine Blondine mit blauen Augen, zwar nicht Selens, aber der Schall, die Pikanterie sprach aus jedem Zuge, obwohl sie eine ein wenig müde, um nicht zu sagen anmahnende Miene zur Schau trug.“

Wenn sie mich nur angesehen hätte! Aber alle meine Bemühungen waren vergeblich. Mitunter streifte mich wohl ein Seitenblick, aber wenn ich ihn strenger beurteilte, mußte ich mir gestehen, daß er eigentlich dem Wesentlichen angehörte.

Wald hatte ich jedoch festgestellt, daß die Schöne von meiner unerbetenen Begleitung genügend unterrichtet war. O, ich verheißte mich darauf. Ein Knecker wie mir, wäre es nämlich nicht entgangen, daß die scheinbar harmlosen Blide in die Schaufenster nur meinen Entwid- lungspflanzen galt. Sie pflegte dann das Köpfchen etwas totstän- diglich in den Nacken zu werfen, wo- durch ich umso weniger Luft empfand, die Verfolgung aufzugeben. Nun bog sie in die Ringstraße ein, alles begaffte sie, und fast hätte ich die Unvorsichtigkeit begangen, daß und dort ungemächlich zu werden, indem ich mir bereits einbildete, gewisse Vorrechte auf die Dame zu besitzen. Für den entscheidenden Schritt war es aber noch zu früh, zu viele Leute wären

davon Zeugen gewesen, ich hoffte viel- mehr, daß es mir auf dem stilleren Schwarzenbergplatz gelingen werde, meine Gefühle darzubringen. Endlich waren wir dort angelangt.

Eben als ich an sie herantreten wollte, wandte sich die Dame um. Ich lästete meinen wohlgeplätteten Zylinderhut und begann:

„Meine Gnädige...“

Da traf mich ein Blick, der mir allen Mut nahm. Eine ihrer süßen geschwungenen Brauen hatte die Kleine verächtlich in die Höhe gezo- gen, während um ihren Mund ein kaltpöttisches Lächeln spielte. Mich bringt sonst diese Art der Kofellerie nicht aus der Fassung, allein dies- mal, weiß der Hund, — ich begann wie ein fünfjähriger Gratulant zu stammeln. „Na, na, na“, sagte sie mit dem Gehaben eines überlegenen Prüfungskommissärs, der dem verlegenen Kandidaten ausbleiben will, und dabei fixierte sie mich.

„Pardon, meine Gnädige“, stot- terte ich immer noch den Hut in der Hand, „ich verfolge Sie bereits ge- raume Zeit...“

„Leider! Leider!“ unterbrach sie mich. „Es wäre schöner von Ihnen, wenn Sie den Feind im Felde so hartnäckig belästigen würden. Im übrigen, junger Mann“, sagte sie in mütterlichem Tone fort, wobei mich dieses „junger Mann“ brennend wer- den ließ, „bedecken Sie sich, es ist heute kalt, und Sie werden sich ver- werden, gehen Sie hübsch nach Hause, tochen Sie sich einen Tee und sagen Sie: Es war nichts!“ — Ich stand da wie ein begoffener Pudel... Sie war fort... Zwanzig Schritte vor mir sah ich ihr tapriges Köpfchen leicht auf und niederwogen.

„Ja, was war denn das?“ fragte ich mich. „Mag, Mag, du bist ja blamiert... blamiert...?“

Dann gefellte ich mich einer Gruppe von Passanten zu, welche die Photo- graphien der Tagesberühmtheiten auf sich einwirken ließen. Ich sah deutliche und österreichisch-ungarische Heerführer und Staatsmänner, Sa- mariter, Szenen aus dem Felde, das heißt, ich sah gar nichts, ich dachte bloß an meine Blamage und rief plötzlich aus mit dem bestimmten Ge- fühle: „Du mußt Revanche haben!“

Ich stieß mich durch die Leute, ohne deren Scheltworte zu beachten, denn in mir gab es nur einen Ge- danken: Sie! Sie!

„Sie“ war aber verschwunden — nein, sie stand vor einer Auslage. Ich trat rasch hinzu, es befand sich ein Ehepaar in ihrer Nähe, und ich wollte mich keinem zweiten Korbe vor Zeugen aussetzen. Es hieß also war- ten. Die jugenferliche schöne Here war in den Anblick funkelnder Bri- llanten ganz verzunken, nichts ver- mochte sie abzulenken. — „Bitt“ schän“, flehte ein alter Bettler, der am Hause lehnte. Ich beschloß, ihn für meine Zwecke auszunutzen.

„Ja, mit Euch macht man mitunter böse Erfahrungen!“ sagte ich ziemlich laut. Das Mittel wirkte, die Dame wandte sich um.

„O, küß die Hand, Frau Baro- nin!“ grüßte sie der Bettler.

Eine Baronin war sie also! Hatte mir's ja gleich gedacht.

„Sie Armer!“ antwortete die An- gerebete. „Haben Sie schon Nachricht von Ihren braven Söhnen im Fel- de?“ Und dabei zog sie ihre Börse. Einige Leute blieben stehen. Ich griff zu einem verzweifelten Mittel. Ohne meine Baronin scheinbar weiter zu beachten, begann ich eine Lobrede auf den Alten, im Verlaufe derer sich ein stuttlicher Zuhörerkreis bildete: „Dieser Mann“, sagte ich pathetisch, „gehört nicht zu jenen Bettlern von Profession, die uns dann mit ihrem Testamenten überraschen. Er gehört nicht zu jenen verschämten Armen, die 80,000 Kronen besitzen, aber nichts versteuern, nein, das Unglück verfolgt ihn seit Jahren. Der Mann war ein wohlstauer Kaufmann, der dem Vaterlande treu gedient hat. Die Russen nahmen ihm aber jetzt alles bis auf seine zwölf Söhne, die sämt- lich unter den Fahnen stehen, um ih- rem Kaiser und ihrer Heimat zu die- nen. Und ihr Vater ist kein kleinerer Held. Von dem, was ihm Mißtä- tige schenken, führt er täglich neun Scheitel für noch armere Geschöpfe ab, das läßt er sich einmal nicht neh- men...“

Weiter kam ich nicht. Man be- gann den Bettler, den ich zum ersten Male in meinem Leben gesehen hatte, zu beschützen. Die Baronin warf mir einen gnädigen Blick zu und reichte dem Manne eine Zehntronen- note. Ich entnahm sofort meiner Brieftasche zwanzig Kronen und rei- chte sie dem Bettler. Das Beispiel wirkte. Noch ein gütiger Blick und die Baronin schritt in ein Nebenhaus. Ich stürmte sofort nach, aber sie

wandte sich um und kispelte mir freudlich ein „Warten Sie hier!“ zu. Ich war glücklich. Wie merk- würdig doch die Weiber sind! Man studiert sie nie aus.“

So dachte ich und ging seelenver- gnügt, gleich einem Torhüter, auf und ab. So verging die erste Vier- telstunde, dann eine zweite, dritte, bald war eine Stunde um — ich war aufs höchste ungeduldig gewor- den. Vielleicht wußte der Bettler nä- heres!...

Ich fand ihn nicht mehr. Nun trat ich in das Haus und begann die Schilder zu lesen.

„Zu dem mag sie gegangen sein?“ fragte ich mich. Da erblühte ich eine Tafel! „Freiwillig geöffnete Durch- gang.“ — Ein häßlicher Gebante durchzuckte mich... Und als ich noch eine halbe Stunde umsonst gewartet hatte, war es mir klar, daß mich die Frau Baronin ein zweites Mal blami- ert hatte.

„Mag! Mag! Mag!“ rief ich wü- tend aus und schlug — ohne Ziel — ein scharfes Tempo ein. Ich mußte mich beruhigen. Wahnsinnige Pläne fuhr mir durch den Kopf, ich fühlte eine Bersekerwut in mir, die sich in irgend einem Zusammenstoße laut Luft machen mußte.

So war ich in eine entlegene Vor- stadt gekommen. Ich verspürte be- reits namhaften Hunger. Das Essen hat mich stets milder gestimmt. Ich besuchte ein Restaurant. In einem eleganten Speisezimmer nahm ich einen Platz. Ich fand nur einen ein- zigen freien Tisch. Ganz in einer verborgenen Ecke, das war mir recht. Ich bestellte unwirsch einen Hafens- braten.

„Bedaure“, sagte der Kellner, „der ist reserviert.“

„Also einen Rehrüden?“

„Pardon, ist leider auch reserviert!“

„Ja, was heißt denn das? Ein schönes Gasthaus! So streiden Sie's wenigstens von der Speisefarte weg.“

Ich war froh, mit jemandem strei- ten zu können.

„Vielleicht ein Huhn angenehm?“

„Reinewegen!“

Der Kellner ging... Ah, diese Ba- tonin!... Na, warte, du Schlange!... Dich soll ich wo treffen!... Mag, Mag, hastest du das notwen- dig?...

Da kam mein Huhn. Ich griff mit beiden Händen darnach, der Kell- ner zog aber, tüdlich lächelnd, die Schürfel zurück.

„Entschuldigen Sie, ich mußte nicht... es war bereit für einen Stammgast.“

„Wa—o—? Wieder reserviert?“

„Bitte einsteuern etwas anderes zu wählen.“ Damit setzte er mir eine Karte hin und ergriff mit dem Huhn eilig die Flucht. Hinter dem Füllöfen verschwand er. Ich mußte einen Kofibraten verschleppen. Das verdaß noch mehr meine Laune, da es meinen Widerstandspunkt erreg- te... Dieses Weib!!!... Dieses Weib!!!... So erwartete ich meine Lieblingsstorte.

Der Kellner kam: „Bedaure, der Stammgast, mein Herr...“ Er ver- schwand hinter dem Füllöfen. Ich begann furchterlich zu schimpfen und verzichtete auf eine andere Süßigkeit.

„Befehlen Sie ein Stück Käse?“

„Es wäre noch eine Portion Hagen- berger hier.“

„Gut!“ brumme ich. „O, dieses Weib!... Dieses Weib!...“ Als ich aufblühte, eilte der Kellner mit meinem Hagenberger vorüber.

„Heda!“ rufe ich. Ein Ahselzut- ten und er verschwindet hinter dem Füllöfen. Ich wollte mich überzeu- gen, ob auch hinter diesem ominösen Füllöfen wirklich Stammgäste wären, denn ich hatte einmal erlebt, daß sich die Kellner auf solche Art selbst das beste reservierten. Jedemfalls hielt ich eine Visitenkarte bereit. Eben blühte ein Kellner hervor... Mit ein paar riesigen Sägen war ich dort, aber in demselben Augenblicke taumelte ich zurück. An einem mit allen möglichen seinen Speisen beladenen Tische befand sich die Frau Ba- ronin an der Seite eines alten Her- ren. Doch erkannte ich, als ich in diesem den Bettler wiedererkannte, für den ich die erste Lobrede in mei- nem Leben gehalten hatte. Er saß in einem eleganten Gesellschaftsanzuge bei den Resten meines Hagenbergers, der Mann mit dem leeren Magen und den zwölf Söhnen im Felde und würdigte mich bloß eines schänden Seitenblickes, während die Baronin an meinem Huhn nagte und mich mit einer ebenso leeren als anmahn- den Miene musterte, als sähe sie mich zum ersten Male.

Das waren offenbar Vater und Tochter, denen ich heute das Nach- mah gebohrt hatte. Hier verkehrten sie meine Lieblings Speisen. Tausend Worte drängten sich auf meine Lip- pen, aber ich blieb stumm... ich

warf dem Kellner ein paar Münzen hin und wollte zur Tür hinaus. ... Bald lag ich in einem Autotaxi und fuhr hierher... Ungezählte Male streckte ich zwar unterwegs meine Rechte nach dem Gummiball aus, um dem Chauffeur zu pfeifen, mir fehlte indessen die Energie... ich konnte nicht mehr zurück... Hier endete mein Freund. Ich wollte ihn bedauern, zog es aber vor, in ein Gelächter auszubrechen.

Der steinerne Zeuge.

Eine Geschichte aus Island von Gunnar Gunnarsson.

Ein Streifen flachen Landes zu beiden Seiten eines meilenlangen Fjordes — ein schmaler Streif mit felsabhängigen und abwechselnd bun- tlen und schneebedeckten Bergen im Hintergrunde, und siedende Wellen des Meeres, die den scharfen, feiner- nen Rand des Ufers umbrauen — das ist das Strönder Land an der Westküste von Island.

Im Winter heult und faucht der Schneesturm ganz gottserbärmlich, während er sich zwischen Klippen und Steinen und über eisbedeckte Berge dahinschleicht, seine Stimme heiser von dem salzigen Atem des Meeres.

Im Sommer aber scheint die Sonne, das finstere Gebirgsantlitz laut auf, und ein ganz freundliches Lächeln kann über die felsigen Ab- hänge hinübersehen — ein Lächeln, das an die strenge rücheligen Freundlich- keit eines zahllosen Gletschergeichts erinnert. Ja, selbst der alte Gletscherwurm bemüht sich — so schwer es ihm wird — den kalten Augen einen milden Ausdruck zu verleihen. Und der Fjord wird zu einem einzigen fröhlichen Sommerlächeln.

An einem solchen Sommertage fanden zwei junge Menschenfinder einander. Und für unerbürliche Augen von einem großen Stein verborgen, tranken sie den Wein der Liebe aus den roten Kelchen der Lei- denchaft — den Lippen. Und viele Liebeschwüre tauschten sie aus. Und der Stein sollte Zeuge der heiligen, unverbrüchlichen Versprechungen sein, sagten sie; denn einen anderen Zeu- gen hatten sie nicht.

Und der junge Mann erhob die Hand und redete. Und er schwur einen feierlichen Eid und sagte:

„Solange dieser Stein unverändert an seinem Platz steht, werde ich dich lieben, du einzige, und dir treu blei- ben.“

Aber das sollte ein Gelübde seiner lebenslänglichen Treue und Liebe sein. Der Stein würde ja dort stehen, solange er lebte — und noch lange nachher. Ja, der Stein, der sollte Zeuge sein. Nun, das mußte man ja sagen, ein recht annehmbarer Zeuge war er. In bezug auf Größe war er ein kleiner Berg, und was das Ansehen betraf, so war er der bes- taunteste Stein in Strönd; denn er war der Grenzstein zwischen dem Pfarrhof und dem größten Bauerge- höft in Strönd-Grund. Und des- wegen genoh er die für einen Stein seltene Ehre, in einem Dokument im Archiv von Reykjavik bezeichnet und mit Namen genannt zu sein. Und die beiden jungen Menschen waren Alfur, Sohn des Pfarrers, und Hil- bur, die Tochter — das einzige Kind — des Hofbesizers auf Grund.

Der Einwilligung ihrer Eltern zu ihrer Verbindung waren sie ganz sicher. Ihr gutes Auskommen wür- den sie haben — da war nichts im Wege. Und die Liebe war vorhanden — sogar in einem recht ungewöhnli- chen Grade.

Bevor sich Alfur mit Hilbur ver- heiratete und das Gehöft des Vaters übernahm, hielt er sich den Winter über in Reykjavik auf, hauptsächlich um ein wenig fremde Sprachen zu lernen. Die Landwirtschaft brachte er nicht zu studieren, da er von klein auf mit Leib und Seele Landmann gewesen war. Aber mit der Gelehr- samkeit war es immer schwach bestellt gewesen.

Aus Reykjavik drang das schänd- liche Gerücht bis zu Hilbur, daß Alfur mehr mit einer jungen, schönen Dame spazieren ging, als sich seinen Studien widmete.

Hilbur nahm jedoch dies Gerücht mit der laßblütigen Ueberlegenheit auf, die es ihrer Ansicht nach ver- diente, und hielt sich ruhig an den unverändert liebevollen Ton in Alfurs Briefen an sie. Ja, und sie dachte: Wehe den Menschen, die elen- deren Klatsch weitertragen und Zwi- tracht zwischen zwei jungen Menschen- linder säen wollen, die einander lie- ben, die aber das Schicksal für eine Weile getrennt hat.

— — — Und Alfur kehrte im Frühling heim und war eitel Lächeln und Sonnenschein.

Ich habe dich nie so geliebt, sagte er zu Hilbur, und ich sehne mich mehr nach der Stunde, wo du mein Weib werden wirst, wie ich mich nach der Seligkeit des Paradieses sehne.

Und Hilbur errödete leicht, schloß ihm den Mund mit ihrer Hand und lächelte.

— Das sind süßliche Worte, schalt sie. Aber sie fand, daß es schöne Worte waren.

Und sie glaubte ihm und war glücklich.

Sie heirateten und lebten glücklich miteinander.

Und die Jahre vergingen. — — — Sechs Jahre später kehrte Alfur an einem frühen Lentage aus der Handelsstadt mit einem Brief heim, den er Hilbur vorlas. Der Brief war von einer Dame. Sie schrieb, ob sie ihr nicht auf einen Monat eine Kammer vermieten und sie bestüben wollten; sie habe die Absicht, so lange Ferien zu machen, und möchte gern Strönd sehen, da sie so viel von der eigentümlichen und großartigen Schönheit der Gegend gehört habe.

Sie ließ eine vorsichtige, aber teil- nehmers zufällige Bemertung über ihre alte Bekanntschaft mit Alfur fallen.

Und Alfur erzählte, er habe sie in dem Winter kennen gelernt, als er sich, um Sprachen zu studieren, in Reykjavik aufhielt.

Hilbur sagte nur wenig, wider- setzte sich jedoch nicht, die fremde Dame aufzunehmen, als sie hörte, daß Alfur geneigt sei, ja zu sagen.

Aber ihr fiel plötzlich ein, was sie vor sechs Jahren gehört, aber voll- ständig vergessen hatte — woran sie in allen diesen Jahren nicht gedacht hatte.

Die Freische verschwand allmählich aus ihrem Lachen. Sie ging still umher, als wenn sie nur lausche und warte. Und in ihren Blick kam ein eigentümlich schmerzliches Indiefers- schweifen.

Und wenn Alfur sie wie bisher liebte, sah sie ihn ganz verwundert oder fragend an — versuchte, es zu verbergen, was ihr jedoch nicht ganz gelang. Und sie erwiderte keine Lie- beshofungen nicht mit derselben Wärme und unmittelbaren Innigkeit wie bis- her.

Alfur empfand das und verstand es nicht. — — —

Die Dame kam. Solweig hieß sie. Aber ihre Anwesenheit erwies sich durchaus nicht als geeignet, Hilbur zu beruhigen oder die Disharmonie zu verschleichen, die sich in das Ver- hältnis zwischen Alfur und sie ein- geschnitten hatte.

Wohl war Solweig sehr aufmerk- sam gegen sie — fast gesucht freund- lich. Aber sie legte doch offenbar mehr Wert auf die Gesellschaft ihres Mannes, namentlich wenn sie ihn für sich allein haben konnte.

Ein paar mal hatten Solweig und Alfur den alten Pfarrer, Alfurs Va- ter, besucht, Hilbur hatte sich geweigert, mitzugehen... — — —

Daß Solweig Alfurs Gesellschaft, den sie aus alter Zeit kannte, der Hilbur, die ihr ja fremd war, vor- zog, würde die junge Frau weder er- staunt noch beunruhigt haben, wenn sie nicht gefühlt hätte, daß die beiden Geheimnisse miteinander hatten, von denen sie ausgeschlossen wurde.

„Das ist ja leicht zu begreifen!“ dachte sie kalt, wenn sie allein war und darüber nachgrübelte. Und in der Verzweiflung ihres Lachens däm- merle Wahnsinn. — — —

Ein kleiner Bach hatte sich im Mor- gen der Zeiten einen Weg hoch oben von dem ewigen Schnee über die felsabhängigen bis hinab an das Meer gebahnt.

Ein Weg führte an dem früher erwähnten Stein, der Grenzsteine zwischen den Aedern des Pfarrhofes und Grund, vorüber an Hilbur's und Alfurs steinerne Zeugen.

Er hatte sich im Laufe der Zeiten ein für einen so kleinen Bach verhält- nismäßig tiefes und breites Bett ge- graben. Und er grub und grub, als habe er die Absicht, so lange zu graben, bis er ein See — vielleicht gar ein Weltmeer — für sich wurde. In dem Frühling, als Solweig nach Grund kam, riß er plötzlich ein gro- ßes Stück Erde weg, mit dem er bis- her nicht so recht anzubinden gewagt, das sich aber seit vielen Jahren als Landzunge in sein Bett hineingescho- ben hatte.

Aber gerade auf dieser Landzunge stand der steinerne Zeuge.

Der Bach spülte, vor Schaden- freude glühend, die Erde darunter fort, so daß der Stein den Holt ver- lor und mit einem ingrimmigen Dröhnen hinabrollte und sich mitten im Bett des Baches zurechtlegte.

Aber dort blieb er vorläufig der stärkere. Der Bach mußte sich hübsch darin finden, seinen ebenen Lauf zu

unterbrechen und zu warten. Und einmal über das andere mußte er auf seinen eigenen Rücken hinaufstiegen, um endlich über den Stein hinweg- kommen zu können.

So ging ein Teil von dem ehrgeiz- igen Traum des Baches unfreiwillig in Erfüllung, indem der Stein ihn für eine Strecke in einen See umge- wandelt hatte. — — —

Als Hilbur am Morgen, nachdem dies geschehen war, hinauskam, ver- müßte sie sogleich den Stein, denn er gehörte zu den Dingen, die sie häufig anzusehen und zu betrachten pflegte. Sie rieb sich die Augen und sah ge- nauer nach — der Stein war und blieb weg.

Dann ging sie hin, wo er gestan- den hatte, und sah, daß er hinabge- rollt war — tief unten in dem Bett des Baches lag. Da begann ihre Brust schwer zu wogen. Sie brach in ein wildes, krampfhaftes Lachen aus. Und dann zerrte die Rasende ihren Trauring vom Finger und warf ihn vor sich. Er klirte gegen einen Stein, sprang in die Höhe und fiel mit einem kaum hörbaren Pläts- chern in den kleinen See, den der Stein gebildet hatte. Hilbur aber wandte sich jäh um und ging. — — —

Es war am selben Tage.

Hilbur stand in der Speisefammer, im Begriff, Butterbrot für die Leute zu schneiden. Sie hat weder ihren Mann noch Solweig seit dem Mor- gen gesehen, ehe sie hinausging, um sich nach dem herabgestürzten steiner- nen Zeugen anzusehen. Da wurde plötzlich die Tür zu der anstehenden Küche aufgerissen, und einer der Knechte kam herein, die kleine Runa, Hilbur's und Alfurs fünfjährige Toch- ter, triefend naß und halb bewußtlos in den Armen.

„Ich sah sie in den Bach fallen und lief herzu, so schnell ich konnte,“ erklärte er atemlos.

Gleich hinter dem Knecht kam Solweig gestürzt und warf sich zu- sammen mit der Mutter über das halb bewußtlose kleine Mädchen.

Und sie jammerte: „Wo ist mein Bruder? So ruft doch meinen Bruder!“ Eifrig war sie Hilbur behilf- lich, das Kind zu entleiden. — „Ihr Bruder?“

Da wurde Solweig dunkelrot. Und plötzlich bemerkte Hilbur die auffallende Ähnlichkeit, die zwischen Solweig und Alfur bestand.

Klein-Runa erbot sich schnell und wurde zu Bett gebracht, um warm zu werden. Ihre Mutter setzte sich auf den Rand des Bettes — ihr Vater und Solweig saßen auf Stühlen daneben.

Da öffnete Klein-Runa plötzlich die Hand, und lächelnd zeigte sie ihnen einen goldenen Ring.

Und sie sagte: „Den sah ich da un- ten im Wasser, und ich wollte ihn herausholen, aber es war zu tief, und da fiel ich.“

Hilbur errödete glühend und griff nach dem Ring. Und sie wandte sich plötzlich an Solweig und fragte: „Sie nannten doch in meinen Mann Ihren Bruder? Sind Sie Geschwister?“

Solweig erklärte stotternd, daß es sich so verhalte, aber es sei ein Ge- heimnis, das zu behahren sie beide ihrem alten Vater hatten geloben müssen. Solweig war noch nicht zu Ende mit ihrem Bericht, als sich Hil- bur schluchzend an die Brust ihres Vaters warf und flehte: „Verzeih mir, Alfur, ich habe so schlecht von dir gedacht.“ Alfur antwortete nicht, aber er hob den Kopf seiner Frau empor und küßte sie lange und innig auf den Mund.

Aur... — — —

„Nichts neues, nur Artilleriefeuer...“ So klang es im Generalsbericht. Mir aber weitet der Stolz sich die Brust, Ein Teufelchen zu sein — Welch Glück, welche Lust!

„Aur“ Artilleriefeuer! — Die Schreden der Hölle Prasseln herab auf die Gräben — Wälle. Ihr aber? — Ein Wächler, von Angst keine Spur... Habt Dank, Ihr Helden, für dieses „nur!“

— Verplappert. Haupt- mannsfrau (zum Burfchen): Sie machen ja ein so vergnügtes Geschäft! Sicherlich hat Ihnen die Minna et- was Feines zum Abendbrot vorge- setzt?

Burfche: Jawohl, Frau Haupt- manns! Die Hakenenteile, die der Herr Hauptmann kriegen und die Krüge gestohlen haben sollte!

— K ü h n e s B i l d. Veranlaßter: Ihr schleppt im Felde in Eurem Tornier wohl nicht wenig mit Euch herum?

Feldgrauer: Und ob! Solch ein Soldatenträger ist der reine Möbel- wagen auf dem Buckel.